

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen



Ist mit dem
Tod alles aus?

Bericht von
der Jahrestagung
des Bundes

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

IST MIT DEM TOD ALLES AUS?

Inhalt

Wort des Schriftleiters: „Habt mit allen Menschen Frieden“	141
Wolfram Zoller: Bin ich noch, wenn ich nicht mehr bin? Entwerden im Ur-Einen? Überlegungen eines im Alter Fortgeschrittenen zum Tod und was danach kommt	143
Andreas Rössler: Der Tod: eine Tür zum Leben. Jörg Zink zum 100. Geburtstag am 22. November 2022	150
Kontrapunkt des Schriftleiters	155
Christsein im Alltag. Bericht von der Jahrestagung des Bundes für Freies Christentum in Meißen	158
Mitgliederversammlung	163
Buchbesprechung	164
Leser-Echo	166
Informationen	168
Letzte Einkehr, Gedicht von Theodor Storm	III

Bezugspreis und Mitgliedschaft

Das Jahresabonnement dieser Zeitschrift beträgt 22 € (Einzelhefte 3,70 €). Die Mitgliedschaft im Bund für Freies Christentum beträgt 45 € p.a. und beinhaltet die Zeitschrift und den Jahresband.

Präsident des Bundes

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms
E-Mail: dwzager@t-online.de

Geschäftsführung und Geschäftsstelle

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672 (vormittags)
Fax 0711 / 7655619
E-Mail: info@bund-freies-christentum.de
Website: www.bund-freies-christentum.de

Schriftleitung und Layout

Kurt Bangert
Mondorfstraße 39
61231 Bad Nauheim
Telefon 06032 / 92 52 050
E-Mail: kontakt@kurtbangert.de

Autoren

Wolfram Zoller, OStR i.R.
Ulrich-von-Hutten-Straße 61
70825 Korntal-Münchingen

Dr. Andreas Rössler, Pfr. i.R.
Oelschlägerstraße 20
70619 Stuttgart

Druck:

DCC Kästl,
Schönbergstraße 45-47
73760 Ostfildern

Wort des Schriftleiters

„IST'S MÖGLICH, SOVIEL AN EUCH LIEGT,
SO HABT MIT ALLEN MENSCHEN FRIEDEN.“ (RÖM 12,18)

In Zeiten des Krieges muss vom Frieden geredet werden. Freilich, nicht nur in Zeiten des Krieges. Der Ukraine-Krieg zeigt nämlich auf, dass im Vorfeld nicht genug vom Frieden geredet und für den Frieden getan wurde. Denn sonst wäre es nicht zu diesem Krieg gekommen. Wenn Frieden herrscht, neigen wir Menschen gern dazu, ihn als etwas Selbstverständliches anzunehmen, für das wir nicht beständig arbeiten müssten. Aber Frieden war noch nie selbstverständlich. Frieden ist das Ergebnis intensiver Bemühungen um Beilegung von Konflikten und um Ausgleich von Interessen. Das muss nämlich das Ziel jeglicher Politik und Diplomatie sein. Das sollte auch das Ziel zwischenmenschlichen Miteinanders sein. Frieden war aber oft auch das erklärte Ziel derer, die Kriege vom Zaun brachen – „Befriedung“ nannte man das –, die meist nichts anderes waren als die Versuche der Mächtigen, die Schwächeren zu unterwerfen und zu unterdrücken. Frieden wurde so zum Vorwand für zahlreiche Kriege. „Selig sind, die Frieden stiften; denn sie werden Gottes Kinder heißen“, predigte Jesus. Das Wort ist so aktuell wie je. Wahre Friedfertigkeit sollte nicht nur Kriege verhindern, sondern

auch dazu dienen, an einer gerechten Gesellschaft mitzuwirken.

Als ich für dieses Wort des Schriftleiters nach einem geeigneten Text suchte, stieß ich auf Lev 26,6: „Ich will Frieden geben in eurem Lande, dass ihr schlaft und euch niemand aufschrecke. Ich will die wilden Tiere aus eurem Lande wegschaffen, und kein Schwert soll durch euer Land gehen.“ Welch eine schöne Verheißung! Aber dann las ich weiter und musste schlucken, als ich die nächsten Verse las: „Ihr sollt eure Feinde jagen, und sie sollen vor euch her dem Schwert verfallen. Fünf von euch sollen hundert jagen, und hundert von euch sollen zehntausend jagen; denn eure Feinde sollen vor euch her dem Schwert verfallen.“ (Verse 7 u. 8) Das Alte Testament ist gefüllt von Krieg und Kriegsgeschrei. Und bis ins 20. Jahrhundert glaubten viele noch, der Krieg sei ein legitimes Mittel, um Frieden und Gerechtigkeit herzustellen. Doch angesichts moderner Kriegsführung und Atombedrohung gilt dies nicht mehr. Krieg als Konfliktlösung hat ausgedient. Dagegen hat Wladimir Putin verstoßen. Umso mehr gilt es nun, für den zukünftigen Frieden zu arbeiten. „Ist's möglich, soviel an euch liegt, habt mit allen Menschen Frieden“, schrieb Paulus.

Dieser Friedensvers, für den ich mich dann statt des Leviticus-Textes entschied, ist Teil der ethischen Mahnung (man spricht auch von Paränese oder Paraklese) des Römerbriefes, die Paulus ab dem 12. Kapitel artikuliert, nachdem er im ersten Teil des Briefes seine Theologie und Christologie entfaltet hatte. Es geht ihm also um die praktischen Folgen des Christus-Glaubens für das Leben im Alltag. Dieses „Christsein im Alltag“ war auch das Thema der letzten Jahrestagung des *Bundes für Freies Christentum*, die im Oktober in Meißen stattfand (siehe den einschlägigen Bericht dazu in diesem Heft). Es ist zwar wichtig, was wir *glauben*, aber noch wichtiger ist, wie wir *leben*. Und kaum einer wusste dies besser in Worte zu kleiden als Paulus. Darum ist es gut, auch die Verse vor und nach unserem Text zu lesen, die als eine gute Anleitung für unser Christsein im Alltag gelten können:

„Die Liebe sei ohne Falsch. Hasst das Böse, hängt dem Guten an. Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor. Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid brennend im Geist. Dient dem Herrn. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet. Nehmt euch der Nöte der Heiligen an. Übt Gastfreundschaft. Segnet, die euch verfolgen; segnet, und verflucht sie nicht. Freut euch mit den Fröhlichen, weint mit den Weinenden. Seid eines Sinnes untereinander. Trachtet nicht nach

hohen Dingen, sondern haltet euch zu den niedrigen. Haltet euch nicht selbst für klug. Vergeltet niemandem Böses mit Bösem. Seid auf Gutes bedacht gegenüber jedermann. Ist's möglich, soviel an euch liegt, so habt mit allen Menschen Frieden. Rächt euch nicht selbst, meine Lieben, sondern gebt Raum dem Zorn Gottes; denn es steht geschrieben: ‚Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr.‘ Vielmehr, wenn deinen Feind hungert, so gib ihm zu essen; dürstet ihn, so gib ihm zu trinken. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.“

(Röm 12,9-21)

Diese Worte des Paulus, inspiriert durch das Beispiel und die Lehre Jesu, mag als Grundanleitung dienen für jeden, der danach trachtet, seinen Alltag im Sinne Jesu zu leben.

Zu diesem christlichen Leben gehört aber auch die Beschäftigung mit unserer Sterblichkeit. Das ist denn auch das Thema dieses Heftes. Wir werden die Fülle des Lebens nur im Lichte des Todes und im Lichte unserer eigenen Sterblichkeit und Endlichkeit begreifen. Was bedeutet der Tod? Und worin besteht die christliche Zukunftshoffnung? Kommt noch etwas danach? Darf man hoffen, ohne sich Illusionen zu machen? Darauf will dieses Heft Antworten geben. □

Kurt Bangert

Bin ich noch, wenn ich nicht mehr bin?

Entwerden im Ur-Einen? Überlegungen eines im Alter Fortgeschrittenen zum Tod und was danach kommt // Wolfram Zoller

Im nachfolgenden Beitrag entwirft Wolfram Zoller anhand des Buches *Bin ich, wenn ich nicht mehr bin?* von Markolf Niemz seine eigenen Überlegungen zum Leben, zum Tod und was – vielleicht? – danach kommt. (kb)

Der Buchtitel *Bin ich, wenn ich nicht mehr bin? Ein Physiker entschlüsselt die Ewigkeit* von Markolf Niemz hat mich angezogen wie ein Angelköder.¹ Es wird kaum einen Menschen geben, der sich diese Frage nicht schon selber gestellt hat – umso verlockender der Untertitel! Nicht umsonst konnte das 2011 erstmals erschienene Buch in der Herder'schen Spectrum-Reihe kürzlich in fünfter Auflage erscheinen! Das damit angesprochene Thema muss erst recht uns Freie Christen in hohem Maße interessieren, zumal es nicht nur um die Frage eines nachtodlichen Daseins geht, sondern – viel wichtiger – um das damit verbundene grundsätzliche Verständnis

von Gott, Seele und Ewigkeit, und das ausgerechnet aus der Sicht eines Naturwissenschaftlers.

Der Verfasser ist als Physiker Professor für Medizintechnik (Lasertechnik) an der Universität Heidelberg-Mannheim und Autor mehrerer Bücher. Pädagogisch geschickt führt er seine Leser in naturwissenschaftlicher Manier durchs Thema, angefangen von der existenziell erfahrenen Rätselhaftigkeit unseres Daseins, die in die Frage mündet: „Wo warst du, Gott?“ Das veranschaulicht er an vier Katastrophen unserer Tage, um uns dann mit den unsere Wirklichkeit prägenden Erkenntnissen der modernen Naturwissenschaft zu konfrontieren: Evolutionslehre, Relativitätstheorie, Quantentheorie und – man staune – der neuesten Sterbe-Forschung. Daran entfaltet

¹ Markolf H. Niemz, *Bin ich, wenn ich nicht mehr bin? Ein Physiker entschlüsselt die Ewigkeit*, Herder: Freiburg ⁵2020 (ursprünglich beim Kreuz-Verlag 2011).

er dann seine Grundbegriffe und erklärt auf seine Weise die Begriffe Gott, Ewigkeit, Seele und Jenseits. um dann daraus seine praktischen Konsequenzen für Glauben und Leben zu ziehen und zum Schluss alles in einen großen Zusammenhang zu stellen: „Das Ganze verstehen“, nämlich im Sinne der indischen Advaita-Philosophie, also der Lehre von der letztgültigen Allein-Wirklichkeit der göttlichen Ur-Einheit.

Ein wahrhaft interessantes Programm, das der Autor als – zwar gläubig Philosophierender, dabei aber doch immer konsequent denkender Naturwissenschaftler vorstellt. Und es gelingt ihm eine ungewohnte und überraschende, aber durchaus einleuchtende Verknüpfung zwischen Physik und Religion, nämlich über das Gebiet des Lichts.

Für uns Betrachtende hat das Licht die Geschwindigkeit von rund 300.000 km/h, die nie übertroffen werden kann. Denn beim Erreichen dieser Geschwindigkeit schrumpfen Distanzen auf den Wert Null, d.h., es gibt weder Zeit noch Raum mehr. Gemeinhin bezeichnet man das als Ewigkeit, vergisst aber meistens, dass mit dem Verschwinden von Raum und Zeit eigentlich jede weitere inhaltliche Aussage und also alle Vorstellungen darüber unmöglich werden müssen. Ewigkeit ist also für *Niemz* nichts außerhalb von Raum und Zeit, sondern eine konkrete Wirklichkeit dieser unserer

Welt, nämlich im Licht. Eine frappierende Erkenntnis, die erstaunlicherweise zusammenzustimmen scheint mit Erfahrungen von Menschen in außergewöhnlichen Transzendenzerfahrungen (z.B. in mystischen oder in Nahtodsituationen), die sich mit zunehmender rasanter Geschwindigkeit in einer Art Tunnel auf eine Lichtquelle zu bewegt erfahren und beim Erreichen dieser Lichtquelle sich in ein unendliches Wissen sowie eine unendliche Liebe eingetaucht fühlen. Dieses liebevolle Wissen führt vielfach zugleich zu einer blitzartigen Vergegenwärtigung des eigenen Lebens mit Klarheit über alle gelebte oder verweigerte Liebe, aber ohne Verurteilung (sog. „Lebensrückschau“).

Niemz nimmt als Physiker solche Erfahrungen so ernst wie die Physik des Lichts und folgert, dass es also etwas in uns geben muss, das diesen Prozess erfahren kann, also eine „Seele“, das aber angesichts der Lichtgeschwindigkeit unkörperlich sein muss. So kommt er auf seine Definition von Seele: „Meine Seele ist alles, was ich jemals liebe und weiß“ (S. 101), denn das allein erweist sich in der „Lebensrückschau“ als wertbeständig. Folgerichtig besteht dann für *Niemz* das Jenseits „aus allen Seelen, also aus aller Liebe und allem Wissen“ (S. 109).

Damit beantwortet sich für *Niemz* seine Titelfrage von selbst: Das an einen Körper gebundene Ich stirbt

beim Tod eines Menschen, aber es bleibt von ihm „seine gefühlte Liebe und sein gelerntes Wissen“ (S. 117), denn „Liebe und Wissen sind stärker als der Tod“ (S. 123). Aber diese Seele braucht kein Ich, denn: „Wie eine Welle löst es sich im Vollbad aus Liebe und Wissen auf, und seine Seele wird eins mit Gott“ (S. 124). Umso wichtiger wird damit das Leben vor dem Tod, das mit Fühlen und Lernen einen zeitlos gültigen Sinn hat, und ebenso unser Tun und Wirken in dieser Welt zur Förderung von Liebe und Wissen. Von dieser Basis aus beantwortet der Verfasser dann für sich all die weiteren metaphysischen Fragen nach Himmel und Hölle, nach Jenseitskontakten und Reinkarnation.

All diese Überlegungen münden in eine philosophisch-mystische Wirklichkeitsschau, auf die es dem Verfasser zentral ankommt und die schon vor 1400 Jahren *Shankara*, der wohl größte religionsphilosophische Denker Indiens, unter den sechs Denkschulen in Indien, zum einflussreichsten religionsphilosophischen System ausgebaut hat, die sich aber für *Niemz* im Ansatz noch viel früher in unserer eigenen abendländischen Tradition findet, nämlich in der altgriechischen Philosophie von *Parmenides*, *Demokrit* und *Platon*: „Die Welt ist ein Ganzes. Deshalb kann ich die Welt nur verstehen, wenn ich sie nicht in Teile zerlege. Ich darf mich also insbesondere

nicht als von ihr getrennt begreifen, sondern ich muss eins mit ihr sein, um sie zu verstehen. Dieser Satz gilt nicht nur für jeden von uns, sondern auch für Gott. Darum bezeichne ich Gott als ‚Schöpfer und Schöpfung‘ in einem“ (S. 168), was einem Pantheismus gleichkommt.

Mit *Shankaras* Vedanta nennt er diese Anschauung „Advaita“, d.h. „Zweiheitslosigkeit“ und beschreibt das Elend der Zweiheit (Dvaita) in fernöstlicher Manier: „Das Ich erlebt sich in seinem Körper und grenzt sich dadurch von anderen Individuen ab. Indem es sich über sein Gegenüber definiert, erzeugt es eine scheinbare Dualität zwischen sich und dem, was es nicht ist und nicht hat. Die vom Ich erzeugte Dualität ist die Ursache für alles Leid. Es leidet stets nur das Ich, das geboren wird und folglich wieder sterben muss.“ (S. 172) Der Zen-Buddhismus hat dafür ein schönes Bild gefunden: Der ur-eine Urgrund alles Seins ist wie „ein Ozean, aus dem das Ich wie eine Welle aufsteigt und wieder vergeht. *Thich Nhat Hanh*, buddhistischer Mönch und Zen-Meister, findet die passenden Worte: ‚Erleuchtung wäre für eine Welle der Augenblick, in dem sie erkennt, dass sie Wasser ist.‘“ (S. 171) In der Interpretation von *Niemz*: „Wenn eine Welle sich nur als Welle versteht, hat sie Angst zu vergehen. Sobald sie erkennt, dass sie Wasser ist, verliert sie ihre Angst, weil sie dann weiß, dass sie vergehen

muss und das Wasser dennoch weiter existiert.“ (S. 172) Und: „Spätestens der Tod wird allem Ich-Wahn ein Ende setzen.“ (S. 173) Oder um mit *Shankara* selbst zu sprechen: „Nur Brahman (= das göttliche Ur-Eine) ist wirklich, die Welt ist Schein (= Maya), das Selbst ist nichts als Brahman allein.“ (S. 167)

„Was bedeutet Advaita in Bezug auf Gott? Viele Gläubige machen sich nicht bewusst, dass sie Gott ins Jenseits schieben, wenn sie auf einen Erlöser hoffen, der sie im Tod von allem Unheil erlösen solle. Wir werden Gott nicht im Tod begegnen, sondern Gott ist im Leben mitten unter uns – hier und jetzt! Indem wir leben, entfaltet sich Gott. [...] In jeder Welle, also in jedem von uns, schlüpft Gott aus dem Ozean heraus und wird sich seiner bewusst. Interessant ist der Gedanke, dass ich in der Advaita-Lehre auch kein Gegenüber für Gott bin. Mein Leben ist zugleich Gottes Leben. [...] Gott will [...] einfach durch uns leben – als wir, als tanzende Wellen auf dem Ozean.“ (S. 175 f.) Niemz beruft sich dabei in unserer Tradition auf Mystiker wie *Meister Eckhart*, noch grundlegender auf den *johanneischen Christus*, der sich mit Gott eins weiß. Er hätte genauso gut auch noch Hegel nennen können.

Damit gelingt es dem Verfasser, die persönliche Frage nach uns selber angesichts von Vergänglichkeit und Tod in einen umfassenden

geistigen Zusammenhang einzubetten, der wissenschaftlich gegründet ist und geeignet scheint, aufgeklärten fragenden Menschen die problematischen Lehren der Religionen zu interpretieren oder gar zu ersetzen. Freilich bleiben viele Fragen. So hat z.B. der Mathematiker *Günter Ewald*, der sich viel mit Nahtoderfahrungen beschäftigt hat, die von *Niemz* behauptete Parallelität zwischen der physikalischen Lichtgeschwindigkeit und dem psychischen Tunnelerlebnis bestritten.² Ich selber konnte mir meinerseits eine ichlose „Seele“ nicht vorstellen, bis mir die Assoziation von *Rudolf Steiners* Akasha-Chronik in den Sinn kam, in der alles gespeichert wird, was jemals geschehen ist und geschieht, also auch alles, was einen Menschen ausmacht, ohne dass er noch als Ich lebt. Das mag manchen Gemütern genügen, für Niemz ist es jedenfalls das, was von einem Menschen bleibt und was christlich verstanden als das Eingeschrieben-sein in Gottes Gedächtnis gesehen werden kann.

Aber solche Detailfragen sind sekundär gegenüber der Grundfrage, die Advaita für all die Menschen und Religionen stellt, die personale religiöse Erfahrungen kennen und daher das Personale nicht aus ihrem Gottesglauben verbannen wollen. Für *Shankara* (und alle ihm Folgenden)

2 Günter Ewald, *Auf den Spuren der Nahtoderfahrungen. Gibt es eine unsterbliche Seele?*“, Butzon & Bercker: Kevelaer ⁵2013, S. 152 ff.

ist dieses All-Eine ja gesichtslos wie das Meer, in dem das Individuum untergeht; aber neben dem Vedanta gab es in Indien ja noch andere Denkschulen sowie die Schulen der beiden großen „Konfessionen“ der Vishnuiten und Shivaiten, die an der Personalität des Göttlichen festhielten. Unter den Vishnuiten gab es schon zwei Jahrhunderte nach Shankara in Indien einen weiteren genialen Kopf, der diesem All-Einen in Auseinandersetzung mit Shankara ein personales Gesicht zurückgab, nämlich *Ramanuja* (um 1100). Der Religionshistoriker *Helmuth von Glasenapp* fasst dessen Gottesauffassung so zusammen: „Als das Brahma, das all-eine Absolute, welches alles umschließt und durchdringt, ist Gott die materielle und bewirkende Ursache der Welt, zugleich ist er ein der Welt transzendentes persönliches Wesen, das unendlich viele Vollkommenheiten besitzt.“ Und: „Gott verhält sich zu den Einzelgeistern und dem Leblosen wie die Seele zum Leibe. [...] Die Vielheit der Außenwelt ist deshalb keine Illusion, sondern höchst real.“³ Also göttliche Dvaita statt Advaita.

Es ergibt sich also der elementare Sachverhalt, dass es einerseits ein auf personale Erfahrungen aufbauendes Denken des absoluten Göttlichen gibt, andererseits aber genauso

ein auf rein logisches Denken aufbauendes, das die Personalität des Göttlichen ausschließt. Das ist ein alle Kulturgeschichte von jeher bewegender Gegensatz, den man im Fernen Osten nebeneinander stehen lassen konnte, der sich aber bei uns bis hin zu Ketzerverbrennungen auslebte. Kann es dafür eine für uns Okzidentalen friedensstiftende Lösung geben? Ich möchte diese Frage hier ganz persönlich aufgrund meiner eigenen religionshistorischen und religionspsychologischen Einsichten beantworten.

Dass sich *Niemz* außer seinen physikalischen Kenntnissen auch auf religiöse Transzendenzerfahrungen (wie die Nahtoderfahrungen) beruft, halte ich bei aller kritischen Reserve für legitim. Wenn so viele diesbezügliche Erfahrungen in wesentlichen Punkten zusammenstimmen, muss es dafür eine anthropologische Grundlage geben. Unsere Schulphilosophie hält nur das mathematisch-naturwissenschaftlich Erfassbare für wirklich – eine Kurzsichtigkeit, von der uns schon *Alfred North Whitehead* vor hundert Jahren heilen wollte und ein Denken entwickelte, das sich „in der Interpretation all unserer Erfahrungsbereiche zu bewähren hat, das heißt sich in Naturerfahrung, sozialer, religiöser und ästhetischer Erfahrung als relevant erweisen muss“.⁴ Von daher halte ich es für

3 Helmuth von Glasenapp, *Die Philosophie der Inder*, Alfred Kröner Verlag: Stuttgart 1949, S. 262.

4 Michael Hampe, *Alfred North Whitehead*, C. H. Beck: München 1998, S.105.

legitim, mit *Niemz* Transzendenzerfahrungen wissenschaftlich kritisch ernstzunehmen.

Niemz sieht im Wissen und in der Liebe die beiden Werte, die angesichts des Todes Bestand haben, weil sie die letzte Wirklichkeit sind, die der Mensch an der Grenze zur Transzendenz erfährt. Dem möchte ich zustimmen und es hier in Kürze mit einem exemplarischen Text belegen.

Transzendenzerfahrende erleben in Gipfelerlebnissen die unendliche Weite des Wissens in dem, für das sich der Ausdruck „kosmisches Bewusstsein“ eingebürgert hat. Dafür gibt es das klassische Beispiel eines über alle Vorbehalte erhabenen Wissenschaftlers, nämlich des großen Physikers und Philosophen *Carl Friedrich von Weizsäcker*, der sich intensiv auch mit fernöstlichem Denken befasst hat und in seinem Altersbuch „Gärten des Menschlichen“ (S. 595 im Schlusskapitel „Selbstdarstellung“, zitiert auch von *Niemz*, S. 165) sein Erlebnis am Grab des indischen Mystikers *Sri Ramana Maharishi* in dessen Ashram in Tiruvannamalai schildert:

„Der Leser möge entschuldigen, dass ich das, was nicht zu schildern ist, nicht eigentlich schildere, und doch davon spreche; denn andernfalls hätte ich diesen Lebensbericht nicht beginnen dürfen. Als ich die Schuhe ausgezogen hatte und im Ashram vor das Grab des *Maharishi* trat, wusste ich im Blitz: ‚Ja, das

ist es.‘ Eigentlich waren schon alle Fragen beantwortet. [...] Das Wissen war da, und in einer halben Stunde war alles geschehen. Ich nahm die Umwelt noch wahr, den harten Sitz, die surrenden Moskitos, das Licht auf den Steinen. Aber im Flug waren die Schichten, die Zwiebelschalen durchstoßen, die durch Worte nur anzudeuten sind: ‚Du‘ – ‚Ich‘ – ‚Ja‘. Tränen der Seligkeit. Seligkeit ohne Tränen. / Ganz behutsam ließ die Erfahrung mich zur Erde zurück. Ich wusste nun, welche Liebe der Sinn der irdischen Liebe ist.“

Das für unser Thema Ausschlaggebende an diesem Text ist, dass er nicht nur von der Absolutheit des Wissens berichtet, sondern genauso von der erlebten Absolutheit der Liebe, wenn auch nur andeutungsweise. Der amerikanische Arzt *Raymond A. Moody* hat in seinem bahnbrechenden Buch „Leben nach dem Tod“ (deutsch 1977) zusammengefasst, wie seine befragten Nahtoderfahrenen konkret diese Liebe erfahren haben. Sie hätten nicht „auch nur den leisesten Zweifel daran geäußert, dass dieses Licht ein lebendes Wesen sei, ein Lichtwesen. Und nicht nur das: es hat personalen Charakter und besitzt unverkennbar persönliches Gepräge. Unbeschreibliche Liebe und Wärme strömen dem Sterbenden von diesem Wesen her zu. Er fühlt sich darin vollkommen umschlossen und ganz darin aufgenommen, und in der Gegenwart dieses

Wesens empfindet er vollkommene Bejahung und Geborgenheit.⁵ Genau das ist es wohl, was sich auch hinter von Weizsäckers stammelnden Worten verbirgt.

Was bedeutet das? Die Konzentration auf das Wissen – und für Niemz ist auch die einst gelebte Liebe der „Seele“ eigentlich nur noch ein gefühltes Wissen – entspricht zwar jener Weite des „Kosmischen Bewusstseins“ und dem indischen Advaita, aber das ist nur die eine Hälfte der transzendenten Wirklichkeit. Die andere ist eben jene absolute Liebe, die konkret persönlich erfahren wird und der Advaita selbstständig gegenüberzustehen scheint. Und es ist eben bei Niemz das typisch naturwissenschaftlich einlinige Denken, das aus dem Aufgehen der Welle im Meer des Absoluten logisch folgert, dass „es kein Leben nach dem Tod geben kann“ (S. 117). Aber die Physik hätte ihn ja lehren können, dass das Licht eine ambivalente Wirklichkeit ist und uns je nach Zugang als Korpuskel oder als Welle erscheinen kann, aber doch nur *eine* Wirklichkeit ist.

So scheint es mir auch mit der letzten Wirklichkeit zu sein: Rein denkerisch kommt sie uns nahe als unpersönliches Unendliches, in dem alles Wissbare enthalten ist und in dem zuletzt alles Persönliche aufgeht – Advaita. Existenziell aber manifes-

tiert sie sich uns in Transzendenzerfahrungen gleichzeitig als liebendes personales Gegenüber, womit die Dvaita gegeben ist. Immer aber sollten wir uns hüten, jene Endpunkte der Erfahrung vorstellungsmäßig weiter auszuziehen, und sollten nicht vergessen, dass schon bei Erreichen der Lichtgeschwindigkeit Raum und Zeit uns entschwinden, was uns alle weiteren Vorstellungen verbietet oder sie bestenfalls zu vagen, nie belegten Hypothesen degradiert wie beim Urknall. Es muss uns das von Erfahrenen Berichtete reichen, dass uns eine ewige Liebe umfängt, in der alles Wissen enthalten ist und alle Rätsel gelöst sind, ohne dass wir daraus einen Himmel konstruieren. Advaita und zugleich Dvaita als komplementäre göttliche *complexio oppositorum* (wie übrigens auch im Trinitätsglauben) – ja! Aber das erfordert freilich wie alle metaphysische Bemühung um das Ganze ein mehrgleisiges Denken, das auch Spannungen aushält, was uns naturwissenschaftlich Sozialisierten leider schwerfällt.

„Bin ich, wenn ich nicht mehr bin?“ Der Niemz’schen einseitigen Verneinung setze ich entgegen: Ich weiß es nicht und kann es auch gar nicht wissen, aber ich glaube: Das liebend Allumfassende weiß es. Das genügt, um im Frieden leben und sterben zu können. □

5 Raymond A. Moody, *Leben nach dem Tod*, Rowohlt: Hamburg 1977, S. 66.

Der Tod: eine Tür zum Leben

Jörg Zink zum 100. Geburtstag am 22. November 2022 //
Andreas Rössler

Jörg Zink, der am 22. November 2022 100 Jahre alt geworden wäre, galt als einer der profiliertesten Publizisten im Raum der evangelischen Kirche. Seine Bücher haben zahlreiche Christen inspiriert und ermutigt. Großen Anklang fand sein Andachtsbuch „Womit wir leben können“, in dem er wichtige biblische Texte in ein modernes, eingängiges Deutsch übertrug. Mit nachfolgendem Beitrag ehrt Andreas Rössler diesen herausragenden Württembergischen Pfarrer und Theologen und geht dabei auf die Frage nach einer ewigen Hoffnung ein. (*kb*)

Der württembergische Theologe, Schriftsteller, Publizist und religiöse Bestseller-Autor Dr. Jörg Zink (22. November 1922 bis 9. September 2016) hat eine Fülle von Büchern publiziert.¹ Sie sind ungewöhnlich

aktuell. So einfach, eindringlich und spannend wie auch geschrieben sind, so harren die Grundgedanken insbesondere des späteren Werks noch weitgehend der Auswertung. Ein lohnendes Unterfangen, denn Zink ist ein tiefgründiger existenzieller und sozialetischer Denker, Bibeltheologe und Mystiker zugleich. Zink ist Schwiegersohn des Stuttgarter Pfarrers Rudolf Daur (1892–1976), des Präsidenten des Bundes für Freies Christentum von 1960 bis 1970.² Ihn würdigt er in seinen Erinnerungen in eindrucksvoller Weise (1992/S. 166–172).

1 Für diesen Aufsatz sind folgende Werke Zinks benutzt: 1986 = *Wie die Farben im Regenbogen. Sieben Bilder vom Reich Gottes*, Stuttgart 1986. – 1992 = *Sieh nach den Sternen – gib acht auf die Gassen. Erinnerungen*, Stuttgart 1992. – 1997 = *Dornen können Rosen tragen. Mystik – die Zukunft des Christentums*, Stuttgart 1997. – 1999 = *Auferstehung. Und am Ende ein Gehen ins Licht*, Stuttgart 1999. – 2003 = *Die Urkraft des Heiligen. Christlicher Glaube im 21. Jahrhundert*, Stuttgart / Zürich 2003. – 2009 = *Gotteswahrnehmung. Wege religiöser Erfahrung*, Gütersloh 2009. – 2012 = *Die Stille der Zeit. Gedanken zum Älterwerden*, Gütersloh (2012) ⁴2014.

2 Andreas Rössler, *Rudolf Daur (1892–1976). Liberaler Pfarrer und begnadeter Prediger*, Forum Freies Christentum, Heft 56, Stuttgart Oktober 2018.

Ist mit dem Tod alles aus?

Was erwartet uns nach unserem Tod? Manche Leute sagen: „Das interessiert mich nicht. Mir ist nur das Leben wichtig, in dem ich mich jetzt vorfinde.“ Zink dagegen interessiert, was nach dem Tod kommt, gerade weil ihm das jetzige Leben wichtig ist. Ist das, was uns jetzt beglückt und dankbar stimmt, was wir zustande gebracht und womit wir anderen eine Freude gemacht haben, mit unserem Tod einfach aus und vorbei?

Sollte mit dem Tod alles aus sein, dann läuft alles auf das Nichts zu. Unser irdischen Dasein ist dann letztlich umsonst, vergeblich. Zink allerdings rechnet damit, dass unser Leben über den Tod hinaus weitergehen wird, auf eine uns jetzt verborgene, unzugängliche Weise.

Manche Leute sagen: „Bei allem Interesse, ob es vielleicht doch zu einer Vollendung kommen wird, ist unser Erkennen hier an seine Grenze gekommen. Wir müssen uns mit einem ernsthaften Agnostizismus (Nicht-Wissen) begnügen, sowohl im Blick auf das Sein eines götlichen Urgrundes, als auch hinsichtlich eines wie auch immer gearteten Weiterlebens nach dem Tod.“

Zink dagegen will doch etwas sagen zu der die Zeit sprengenden Ewigkeit und zu Gott, ohne den wirklich alles im Nichts enden würde. Doch kommt er selbst nicht ohne „Vermutungen“ aus (1999/S. 142). Diese

speisen sich aus eigenen „Erfahrungen“ von Erstaunlichem, Wunderbarem, Geheimnisvollem im irdischen Dasein und im eigenen Leben (1992; 2009/S. 165-168; 2012/S. 50-53.58-59), und aus der Botschaft von Gott, der Urkraft von allem, und seiner Liebe zu uns, die sich nicht zuletzt in der Auferstehung Jesu offenbart hat (1992/S. 157; 1999; 2009/S. 101). Doch bleiben die Grenzen unseres Begreifens und Bestehens bestehen, und andere Menschen kann meine eigene religiöse Überzeugung als solche noch nicht gewiss machen.

Der Kosmische Christus

Für Zink ist klar: Ohne „jene Urkraft und Urweisheit, die ich ‚Gott‘ nenne“ (2003/S. 370), gibt es überhaupt kein irdisches Dasein, und dann schon gar kein Leben nach dem Tod. Aber mit Gott ist alles anders. Er ist als die Bedingung und der Schöpfer aller Dinge und Wesen die Kraft, die in allem anwesend ist, allgegenwärtig, in jedem von uns. Er umgreift und trägt alles (1997/S. 191-243; 2003/S. 207-211).

Das Symbol des „Kosmischen Christus“ wird von Zink häufig herangezogen (1986/S. 57-82.212; 1992/S. 295-297.313; 1997/S. 294-298). Hier ist ausgedrückt: Gott ist mit seiner Liebe in aller Schöpfung anwesend (2003/S. 315-323), und damit in den Menschen aller Religionen. Dabei glauben Christen, dass sich der kosmische, universale Christus, das ewige

Wort Gottes, auf alle Fälle und in einzigartiger Reinheit in Jesus von Nazareth ausgedrückt hat.

Auch beim Symbol des „Kosmischen Christus“ gilt eine Grundregel: Alles Reden und Vorstellen von Gott bedarf der Bilder, der Gleichnisse, der Geschichten und Symbole (2003/S. 153-177). Da gibt es immer nur Annäherungen. Hinter der Fülle der Wahrheit bleiben wir mit unseren Symbolen immer zurück (1997/S. 200).

Zink redet von Gott nicht „pantheistisch“, sondern pan-en-theistisch“ (1997/S. 198; 2003/S. 353-354). Das heißt: Alles ist von Gott durchdrungen und getragen. Aber Gott bleibt immer unendlich größer, als die Welt und als unser Horizont reichen. „Gott wird alles in allem sein“ (1Kor 15,28), lautet ein biblisches Lieblingswort Zinks (1986/S. 203-216; 1992/S. 309; 1997/S. 353-356). Und was Gott sein wird, das ist er im Prinzip auch jetzt schon, wobei es jetzt noch die Möglichkeit gibt, sich dem in den eigenen Lebensentscheidungen zu widersetzen.

Dass Gott alles in allem ist und sein wird, lässt sich ablesen an all dem Geheimnisvollen, Großartigen, Wunderbaren, wovon unsere Welt voll ist – und all dies lässt sich deuten als das Wirken des Kosmischen Christus. Andererseits ist unsere Welt auch voll von Abgründigem, Bösem, Grausamem. Menschen tun anderen Menschen unendlich viel Leid an, und es ist noch gar nicht ausgemacht, ob Menschen nicht durch Eigennutz, Machtstreben,

Größenwahn und Dummheit den Planeten Erde unbewohnbar machen werden. Wieso lässt Gott alles Zerstörerische und Brutale zu? Dazu kommen die Schmerzen und Leiden, die in der Natur selbst liegen und nicht in der bösen Absicht verdorbener Leute. Das alles aber widerspricht der Liebe des allumfassenden Gottes.

Wir finden auf diese „Theodizeefrage“³ (2003/S. 207-211) nur zwei Teilantworten: Erstens sind wir selbst gefordert, nach Kräften am Guten mitzuwirken. Hier setzen Zinks Engagement für die Bewahrung der Schöpfung und sein sozialetisches Interesse ein. Zweitens leidet Gott mit den Leidenden mit (2003/S. 210-211). Das zeigt sich am Kreuz Jesu von Nazareth. Dass er dem Leiden aber auch ein Ende machen wird, dafür steht die den Tod überwindende Auferstehung Jesu.

Die Welt in mehreren „Dimensionen“

Zink findet für das Weiterleben nach dem Tod also einen entscheidenden Anhalt in Jesu Auferstehung, die für ihn freilich beispielhaft und nicht singular ist (2003/S. 371-372). Sie

3 Einiges zur Theodizeefrage und zur Frage der Auferstehung Jesu findet sich in der von Werner Zager herausgegebenen Broschüre „Auf dem Weg zu einer neuen liberalen Theologie. Ulrich Neuenschwander zum 100. Geburtstag“, Forum Freies Christentum, Heft 59, Stuttgart April 2022. Mit Beiträgen von Wolfgang Pfüller, Andreas Rössler, Raphael Zager, Werner Zager.

ist unabhängig davon, wie wir sie uns vorstellen können (1997/S. 332). Einen weiteren Anhalt, wenn auch keineswegs Beweise, bilden mancherlei Fingerzeige wie Nahtoderlebnisse oder paranormale Phänomene (2003/S. 274-275.279-285; 2009/S. 30). Sie zeigen einerseits, dass „alles mit allem zusammenhängt“, und andererseits, dass unsere Welt sich nicht auf die uns zugänglichen vier Dimensionen von Raum (Länge, Breite und Höhe) und Zeit beschränkt (1999/S. 132.135-142). Die Wirklichkeit ist von weiteren Dimensionen oder Schichten bestimmt (1999/S. 132-133; 2003/S. 367-368; 2009/S. 202-203). Wir finden uns im irdischen Dasein in den vier Dimensionen des Raum-Zeitlichen vor. Weitere Dimensionen, auch über eine fünfte Dimension hinaus, die bereits uns „verschlossen und unvorstellbar“ ist (1999/S. 132), sind anzunehmen. Hier beruft sich Zink auf Naturwissenschaftler (1999/S. 132; 2003/S. 366).

So entwirft Zink ein eigenes Weltverständnis, eine bestimmte „Ontologie“. Er sieht die eine Welt in eine unbestimmte Anzahl von Dimensionen gliedert. Er denkt sich etwa 16 bis 23 Dimensionen (1999/S. 132-133), was freilich aus der Luft gegriffen ist. Dabei vermeidet er die alte gnostische Meinung, Gott als die höchste (oder tiefste) aller Dimensionen zu verstehen. Dann wäre Gott ja ein Teil der Welt. Gott fasst vielmehr alle möglichen Dimensionen in sich. Er

umgreift sie (2003/S. 285). Das ist die panentheistische Sicht.

Vielleicht ließe sich diese Ontologie auf eine Oberflächenschicht und eine Tiefenschicht konzentrieren, die zusammen die Welt bilden und beide von Gott getragen sind.⁴ Zu unseren Lebzeiten befinden wir uns an der Oberfläche. Nach dem Tod gehen wir in die Tiefenschicht der einen Welt ein. Die Oberfläche, unser derzeitiger Erfahrungshorizont, ist das „Diesseits“. Von unserem jetzigen Vorstellungsvermögen aus bildet die Tiefendimension oder, mit Zink, bilden die weiteren Dimensionen der Welt (also ab der fünften Dimension) das „Jenseits“ (1999/S. 129-131; 2003/S. 360-363). Dieses liegt jenseits dessen, was wir jetzt erfassen und begreifen können. Aber „Diesseits“ und „Jenseits“ sind beides Aspekte der einen einzigen Welt (1999/S. 133-134).

Zink kommt von diesem Weltverständnis aus zu einer ungewohnten, ungemein nachdenkenswertem Überlegung: Auch die Verstorbenen, die Toten, haben unsere eine Welt nicht verlassen. Sie bleiben verborgen unter uns, aber in einer anderen Dimension oder in anderen Dimensionen (1999/S. 141; 2003/S. 367). Von dieser Auffassung aus muss Zink die vor allem im Umkreis der Theologie von Karl Barth vertretene „Ganztod-Theorie“⁵ vehement ablehnen (1999/S.

⁴ Anders bei Paul Tillich. Bei ihm ist die Oberfläche die Welt. Die Tiefendimension ist das Göttliche selbst.

⁵ Nach der „Ganztod“-Lehre ist der Mensch

45-49). Aber was geschieht mit den Toten?

Sie befinden sich nach Zinks Auffassung an verschiedenen Orten, und das spricht dann in der Tat dafür, dass Zink von etlichen „Dimensionen“ oder Schichten redet. Die Toten „ruhen“ nicht bloß (1986/S. 200; 1999/S. 147), wie man in der traditionellen Totenmesse von einer „ewigen Ruhe“ spricht. Sie sind in Bewegung. Sie sind unterwegs, hin zur Vollenendung (2003/S. 379; 2009/S. 202). Aber eben das erfordert eine Wegstrecke (2003/S. 382) – immer bildlich geredet. Auf ihrem Gang zum Ziel bedürfen die Toten der Wandlung, der Läuterung (2003/S. 379). Das Negative, das Schuldhafte, das Zerstörerische, das sie zu Lebzeiten ausgeübt haben, müssen sie schmerzhaft einsehen und abarbeiten. Sie brauchen eine Wandlung, um am vollendeten Reich Gottes teilhaben zu können (1997/S. 356).

Dass die Toten in anderen Dimensionen unterwegs sind, mag übrigens ein Hilfsgedanke dafür sein, dass vorzeitig beendetes sowie stark eingeschränktes Leben zu einer Weiterentwicklung und Abrundung im Reich Gottes gelangen kann, ja dass

nach dem Tod ganz und gar tot und wird, wenn Gott es will, am „Jüngsten Tag“ zur vollen Gemeinschaft mit Gott oder zum „Jüngsten Gericht“ auferweckt werden. Der Zwischenzustand ist einem tiefen Schlaf zu vergleichen.

6 *Requies aeterna*. – „Requiem aeternam dona eis, Domine“ (Herr, gib ihnen ewige Ruhe).

auch pränatal absichtlich oder unabsichtlich abgebrochenes Leben auf diese Weise eine Chance haben kann. Zinks freilich distanzierendes gelegentliches Spielen mit dem Gedanken der Reinkarnation (1986/S. 200; 2003/S. 282-283; 2009/S. 192-193) mag hier außer Betracht bleiben, zumal sich Reinkarnationen immer noch im Bereich der vier Dimensionen von Raum und Zeit abspielen würden.

Allversöhnung

Zink vertritt eine „Allversöhnungs“-Lehre, die sich für ihn aus der Liebe Gottes zu allen Menschen ergibt (1986/S. 210-213; 1992/S. 309; 1997/S. 351-356; 2003/S. 225-230). Alles hängt mit allem zusammen, weil alles in Gott gegründet ist. „Eins sein mit allem. Mit dem lebendigen, umfassenden und alles durchdringenden Geist“ (1997/S. 339).

Diese Allversöhnung oder „Wiederbringung aller“ darf nicht als billige Gnade verstanden werden, angesichts des unsäglich Bösen, was Menschen anderen Menschen antun. Eine ewige Verdammnis aber hält Zink für zynisch und sadistisch (1986/S. 194-199; 1997/S. 352-353). Das passt nicht zur Güte des allumfassenden Gottes. Göttliches Gericht muss aber sein (2003/S. 381-383), sollen nicht, wie es der Philosoph Max Horkheimer formuliert hat, schließlich die Täter über die Opfer triumphieren.⁷

7 Max Horkheimer, *Die Sehnsucht nach*

Doppelte Lebenshilfe

Zinks Erfolg als Schriftsteller ist nicht nur auf seinen theologischen Tiefgang mit eigenständigen Gedanken und auf seine allgemeinverständliche Art sich auszudrücken zurückzuführen, sondern auch auf sein seelsorgerliches Anliegen, zu einem geglückten Leben zu helfen. Es ist eine doppelte Lebenshilfe, die er anbietet.

Hinsichtlich des irdischen Lebens ermutigt Zink zu Dankbarkeit für das, was uns geschenkt ist (1999/S. 142), und zu Verantwortung für die Schöpfung (2003/S. 401-418). Wer aber wegen

dem ganz Anderen. Ein Interview mit Kommentar von Helmut Gumnior (Band 97 der Stundenbücher), Hamburg 1970, S. 61-62.

schwerer Schicksalsschläge und schwierigster Lebensumstände zur Dankbarkeit nicht fähig ist, mag sich immer noch an Gott halten, der uns näher ist, als wir uns selbst sind, und der auch im Leiden bei uns ist, wie wir am gekreuzigten Jesus ablesen können (1992/S. 308-309).

Hinsichtlich des ewigen Lebens ermutigt Zink zur Zuversicht und zur gespannten Erwartung dessen, was Gott, der „Liebhaber des Lebens“ (Weish 11,26), mit uns vorhaben wird: Seine Barmherzigkeit und Zuwendung über das irdische Dasein hinaus werden bleiben, wie wir an der Auferstehung Jesu begreifen können. „Der Tod ist eine Tür durch eine nicht vorhandene, dünne Wand“ (2003/S. 371-375). □

Kontrapunkt des Schriftleiters

Die beiden vorstehenden Beiträge dürften bei zahlreichen Leserinnen und Lesern auf ein positives Echo stoßen, aber vielleicht nicht bei allen. Im *Bund für Freies Christentum* finden sich recht unterschiedliche Auffassungen zu zahlreichen Themen wieder, so auch zur Frage des Todes und dem, was danach kommt. Mit diesem Kontrapunkt vertrete ich eine abweichende Meinung, von der ich nicht weiß, inwieweit sie dem Empfinden einiger Leser und Leserinnen entspricht.

In einem fundamentalistischen Elternhaus aufgewachsen, wurde mir von Kindesbeinen an die sogenannte „Ganztodtheorie“ vermittelt, welche

die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele als eine heidnisch-katholische Verirrung ansah. Ich lernte: Beim Tod stirbt der ganze Mensch – Leib und Seele – und bleibt solange im Grab, bis bei der Wiederkunft Christi am Jüngsten Tag die Toten aus den Gräbern hervorgerufen werden und je nach ihrer Einstellung gegenüber dem Erlösungsgeschehen Christi ins Paradies oder in die Hölle wandern. Die Ganztodtheorie wurde in Teilen auch von einigen modernen Theologen wie Karl Barth, Paul Althaus und Oscar Cullmann vertreten, sodass wir uns damals in unserer unkonventionellen Haltung bestätigt sahen.

Das alles änderte sich jedoch dramatisch, nachdem ich mich im Laufe meines Theologiestudiums intensiv mit den Methoden und Denkvorsetzungen der Historischen Kritik auseinandergesetzt hatte. Insbesondere die Beschäftigung mit der Entstehung des biblischen Kanons hatte für mich weitreichende Konsequenzen, nachdem ich erkannte, dass weder die Festlegung des alttestamentlichen noch die des neutestamentlichen Kanons eine vom Himmel verordnete Sache war, sondern von frommen Juden und Christen subjektiv entschieden wurde, die der Flut von legendenhaften pseud-epigraphischen Schriften Einhalt gebieten wollten. Ich konnte nicht länger den außerkanonischen Büchern Irrtumsfähigkeit zuschreiben und gleichzeitig den biblischen Schriften eine uneingeschränkte Irrtumslosigkeit bescheinigen, wie ich es von Hause aus gelernt hatte. Ich musste nolens volens die Prämisse akzeptieren, dass auch die biblischen Texte im Blick auf ihre Inhalte und ihre Überlieferungsgeschichte historisch-kritisch zu betrachten sind. Dies machte für mich von jetzt auf gleich ein radikales Umdenken meiner ganzen Theologie, Christologie und Eschatologie notwendig, einschließlich der Frage nach dem Tod und dem, was danach kommt. Ich erinnere mich noch ziemlich genau, wie ich ganz plötzlich den Glauben an ein Leben nach dem Tod verlor. Dieser Glaubensverlust war für mich keineswegs eine agnostische Unsicherheit, sondern eine feste Gewissheit, die mich jedoch überhaupt nicht verzweifeln

ließ. Im Gegenteil, ich erlebte sie eher als eine Art Befreiung; denn fortan sah ich den Sinn meines Lebens nicht mehr darin, vor allem für das Jenseits, sondern in erster Linie für das Diesseits zu leben. Sinn und Ziel des Lebens lagen für mich nicht mehr jenseits des Todes, sondern im Leben selbst. „Der Sinn des Lebens ist – zu leben“, lautete künftig meine Devise. Es galt allerdings herauszufinden, was wirkliches, wahrhaftiges, tragfähiges, erfülltes Leben sei. Die Beantwortung dieser Frage stellte sich als eine lebenslange Aufgabe heraus. Außerdem empfand ich den Gedanken an eine ewige Existenz – einst Quell meiner Jenseitshoffnung – mittlerweile erschreckend und unerträglich. Diese meine Einstellung hat sich mit dem Näherkommen des zwischenzeitlich in Reichweite geratenen Todes keineswegs geändert.

Nun hat es immer wieder Menschen gegeben, die mir aufgrund ihrer mystischen Erfahrungen oder aufgrund von erlebten (oder berichteten) Nahtodererfahrungen deutlich zu machen versuchten, dass es dennoch einen Dualismus gebe und somit auch einen vom Leib zu unterscheidenden und von diesem unabhängigen Geist, der beim Tode in eine wie auch immer geartete jenseitige Dimension eintritt. Doch haben mich diese Erfahrungsberichte nie überzeugt. Freilich, dass der Mensch nicht nur aus Organen, Zellen, Molekülen und Atomen besteht, sondern sich vor allem durch seinen Geist, sein Bewusstsein, sein Gewissen und seine ethische Vernunft auszeichnet, halte ich für selbstverständlich. Gleichwohl erscheinen

mir mystische Erfahrungen und auch Nahtoderfahrungen als reine intrazerebrale Erlebnisse, die den Erweis einer jenseitigen dualistischen Geistesdimension leider schuldig bleiben.

Dabei ist mir allerdings klar, dass sich viele Menschen gerade angesichts der eigenen Sterblichkeit bzw. angesichts des Todes naher Angehöriger ein wie auch immer geartetes „Jenseits“ erhoffen, um den eigenen Todesschrecken zu überwinden oder liebgewordene Menschen wiederzusehen – ganz im Sinne des populären Liedes von Andreas Gabalier „Amoi seh ma uns wieder“. Die Aufgabe einer verantwortlichen Theologie scheint mir darum die zu sein, den Menschen Hoffnung zu vermitteln, ohne ihnen etwas zu versprechen, was am Ende doch nicht eingelöst werden kann. Das kann man m.E. nur, indem man sich einer metaphorischen Sprache bedient, die etwa davon spricht, dass wir in den Schoß von Mutter Erde zurückkehren, dass wir endlich ganz eins werden mit dem Universum, dem All-Einen, ja mit einem Gott, der uns auf ewig in seinem Gedächtnis bewahren wird. Wir können beim Tod nicht tiefer fallen als in die Hände Gottes. In seiner Nähe sind wir nicht allein.

Ich selbst habe mir eine metaphorische Redeweise angeeignet, die ich mit dem mehrdeutigen Wort „aufgehoben“ verknüpfe. (1) „Aufheben“ kann man beispielsweise ein Gesetz, um es für null und nichtig zu erklären. In diesem Sinne wird im Tod die Individualität eines Menschen *aufgehoben*, weil sie nun zu ihrem Ende und zu ihrem Ziel gekommen ist. Im Tode gibt es die Gestaltungsoffenheit

des Lebens und der Individualität nicht mehr. (2) „Aufgehoben“ sind aber auch Kinder in der Obhut fürsorglicher Eltern oder Pfleger. In diesem Sinne dürfen wir uns beim Tode in der Obhut eines Gottes oder eines Universums *aufgehoben* wissen, weil wir nun endlich zur Ruhe kommen und bleibende Geborgenheit und ewigen Frieden finden. (3) Will man etwas Wertvolles aufheben, so verstaut man es sorgsam in einem Schrank oder einer Schublade, um es gegebenenfalls wieder hervorzuholen und wertzuschätzen. In diesem Sinne bleiben wir auf ewig „im wohlwollenden Gedächtnis Gottes *aufgehoben*“, der allein uns mit unseren Stärken und Schwächen zu würdigen vermag. (4) Schließlich wird man jemanden „aufheben“ bzw. „aufrichten“, wenn er zu Boden gefallen ist. In diesem Sinne wird beim Tod auch all unser Straucheln und Scheitern aufgefangen; werden wir von Gottes Güte endgültig *aufgehoben*, um letztlich zu unserer ganzen menschlichen Würde restauriert zu werden. – Bei unserem Tod sind wir also in mehrfacher Hinsicht im Ganzen der Wirklichkeit (die wir „Gott“ nennen) „aufgehoben“, ohne uns in Gedanken über dualistische oder monistische Gegebenheiten verlieren zu müssen.

Angesichts unseres Nichtwissens bzgl. einer jenseitigen Transzendenz verbietet sich m.E. jegliches Reden von einer Jenseitigkeit, welches mehr sein will als metaphorisches, analoges Reden vom Tod und dem, was danach kommt. Viele Menschen werden uns solche Bescheidenheit und Ehrlichkeit danken. (kb) □

Christsein im Alltag

Bericht von der Jahrestagung des Bundes für Freies Christentum in Meißen// Kurt Bangert

Die bisherigen Jahrestagungen des Bundes wurden bisher meist im Norden, Westen und Süden unseres Landes ausgetragen. Die Tagung 2022 unter dem Titel „Christsein im Alltag. Impulse des liberalen Christentums“ fand vom 30. September bis 2. Oktober nun endlich auch einmal im Osten Deutschlands statt, in der an der Elbe gelegenen schönen sächsischen Stadt Meißen, die vor allem für ihre seit 1710 bestehende Porzellanmanufaktur berühmt ist, aber auch für ihre altertümlichen gepflasterten Gassen, die bis hinauf zum Burgberg führen, auf dem sich die Albrechtsburg, der Meißner Dom, das Bischofsschloss und die Dompropstei befinden (s. Bild). In unmittelbarer Nähe des Berg-Ensembles liegt auch der Klosterhof St. Afra, dessen Geschichte bis ins 13. Jahrhundert zurückgeht und in dem sich heute das Gästehaus der Evangelische Akademie Sachsen befindet, mit der zusammen die Tagung veranstaltet wurde (ein weiterer Partner war die Evangelische Akademie Frankfurt).

Hatten sich frühere Jahrestagungen vor allem mit diversen theoretischen und akademischen Themen auseinandergesetzt, sollte diese Tagung die praktische Dimension des liberalen Christseins beleuchten: Die Ausgangsfrage lautete: Wie kann in einer von Krisen geschüttelten Welt ein verlässliches menschliches Miteinander gelingen, um ein freies Christentum in einer glaubwürdigen und überzeugenden Weise zu leben? Die Tagung sollte im Geist eines liberalen, weltoffenen und reflektierten Christentums Antworten auf diese Frage geben.

Akademiedirektor Stephan Bickhardt begrüßte am Freitagabend die rund 40 Tagungsteilnehmer, die aus allen Teilen der Republik und auch aus der Schweiz nach Meißen gekommen waren. Glaubwürdiges Christsein sei nur durch Mitmenschlichkeit möglich, sagte Bickhardt, müsse aber auch die großen gesellschaftlichen Themen ernst nehmen. Dazu erinnerte er an den etwas aus dem Blick geratenen Konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, der nie so aktuell gewesen sei wie heute.



Prof. Dr. Werner Zager, seit nunmehr 20 Jahren Präsident des Bundes, stellte den Tagungsteilnehmern den *Bund für Freies Christentum* vor und führte in das Thema ein, indem er fragte: „Wie können wir in einer zunehmend religionslosen Umgebung als Christen glaubwürdig leben? Wie finden wir eine neue religiöse Sprache, die verständlich ist? Und wie kann christliches Leben praktisch gelingen? In seinem Vortrag konzentrierte er sich auf die Frage, wer uns als „Vorbild“ dienen könne. Denn der christliche Glaube kann auf Vorbilder nicht verzichten, seien doch die meisten von uns Christen geworden, weil Menschen in unserem Umfeld uns als glaubwürdige Vorbilder angespornt hätten. Auch die Bibel habe in vielfältiger Weise von Vorbildern gesprochen, die man nachahmen solle – darunter Abraham, Paulus, Timotheus, Titus und natürlich Christus, das ultimative Vorbild.

Bei diesen christlichen Vorbildern gehe es vor allem um ein Leben der Hingabe, des Gehorsams, der Demut und der Wahrhaftigkeit. Zager stellte mit Albert Schweitzer, Dietrich Bonhoeffer und Martin Luther King drei christliche Vorbilder der Moderne vor, die für viele Zeitgenossen ein beispielhaftes und nachahmenswertes Leben gelebt hatten. Aus der Sicht Albert Schweitzers, der dem medizinischen Dienst Vorrang vor einer akademischen Karriere einräumte und der sich dabei eng an Jesus orientierte, ging es aber weniger darum, Jesus nachzuahmen, als darum, sich in Jesu Sinne den uns jeweils neu gegebenen Aufgaben zu stellen. Bonhoeffer war ein Beispiel dafür, dass der Widerstand eine angemessene Form christlicher Nachfolge sein kann – und gegebenenfalls auch sein muss, notfalls sogar gegen eine Kirche, die auf Irrwege geraten ist. Martin Luther King hatte seine eigenen

Vorbilder in Gestalt von Walter Rauschenbusch und Mahatma Ghandi und verband seine Botschaft von der Emanzipation der Schwarzen nicht nur mit dem Prinzip der Gewaltlosigkeit, sondern auch mit einem liberalen Christentum. Bonhoeffer und King waren Beispiele dafür, dass christliche Hingabe und Gehorsam gegebenenfalls auch die Bereitschaft zum Martyrium einschließen.

Am Samstag sprachen Dr. Michael Großmann und Prof. Dr. Hans-Georg Wittig zum Thema: „Wie kann menschliches Miteinander gelingen?“ Dazu erläuterte Großmann Gegensätze wie Ästhetik und Ethik, Moral und Ethik, Absolutismus und Relativismus, Sein und Sollen. Unser Alltagsleben spielt sich in mehreren solcher Spannungsfelder ab. Unterschiedliche Kulturkreise hätten beispielweise unterschiedliche Schönheitsempfindungen und divergierende moralische Normen entwickelt. Eine Verabsolutierung der eigenen Sichtweisen und Wertsysteme, insbesondere einer religiösen Ethik, wird das Miteinander erschweren. Manche befürworten darum einen Relativismus, der ethische, erkenntnistheoretische, sprachliche oder auch ontologische Ausprägungen annehmen kann. Dem Relativismus steht ein Universalismus gegenüber, der zumindest für einige Grundanliegen eine allgemeine Gültigkeit beansprucht, die auch über alle Kulturgrenzen hinweg gilt. Er kann sich

u.a. darauf berufen, dass es Handlungen gibt, die in allen Kulturen verabscheut werden. Gleichwohl unterscheiden sich Normen und Ethiken erheblich von Kultur zu Kultur. Die Frage ist: Wie kann ein menschliches Miteinander angesichts solcher Diversitäten gelingen? Indem wir die Unterschiedlichkeit unserer Prägungen und auch die allgemeine Natur des Menschen in Rechnung stellen, der oft das Gute will und dabei trotz guter Absichten moralisch zuweilen scheitert und schuldig werden kann.

Prof. Wittig nahm den gegenwärtigen Ukraine-Konflikt zum Anlass, daran zu erinnern, dass der Mensch mit dem Wissen um die Atombombe die eigene Vernichtung herbeiführen kann. Darum gelte heute mehr denn je, dass politische Konflikte anders als durch Krieg gelöst werden müssten. Moderne Waffen hätten die inhärente Tötungshemmung des Menschen schon längst entschärft. Krieg sei, wenn viele Menschen, die sich nicht kennen, sich gegenseitig massenhaft töten auf Befehl einiger weniger Mächtiger, die sich kennen und sich nicht gegenseitig töten. Der Ukraine-Konflikt zeige, dass sich die Menschen nicht ausreichend um Alternativen zum Krieg gekümmert hätten. Dazu sei aber die rechtzeitige Dramatisierung von Konflikten vonnöten. Wittig sprach auch über die Goldene Regel („Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu“), auch über Verantwort-

tungsethik, die dem Einzelnen abfordere, selbstständig nach Lösungen für ethische Probleme zu suchen; sodann auch über die Liebe als rettende Möglichkeit sowie über die Ehrfurcht vor dem Leben. Die Kirchen seien aufgerufen, Dialogforen anzubieten, und müssten in einer Zeit zunehmender Polarisierung einen Beitrag zur Sachlichkeit leisten. Im Bedarfsfall sei es auch legitim, zivilen Ungehorsam zu praktizieren. Dabei gelte es jedoch, von Ghandi zu lernen: Unsere Ziele müssten gerecht sein, unsere Methoden gewaltfrei, und notfalls gehöre auch die Bereitschaft dazu, Leiden und Strafen hinzunehmen.

Raphael Zager, Vikar in Wiesbaden, dessen Dissertation kurz vor der Veröffentlichung steht, sprach zu der Frage, wie wir unsere christlichen Glaubenserfahrungen in Worte fassen können. Ist es notwendig, dafür eine neue religiöse Sprache zu finden? Religiöse Erfahrung und unsere religiöse Sprache stehen in einer gegenseitigen Abhängigkeit. Eines bedingt das andere. Wer nicht in einer religiösen Sprachwelt erzogen wurde, dem wird die traditionelle religiöse Sprachwelt als Fremdsprache vorkommen. Doch worin bestehen unsere Glaubenserfahrungen, die nach sprachlichem Ausdruck drängen? Sie können im Zusammenhang mit Naturerlebnissen stehen, mit Erfahrungen der Gerechtigkeit und des Friedens, mit der Suche nach dem Sinn des Lebens und der Frage nach dem

Ursprung der Welt, mit Tod und Sterben und dem Recht auf Leben. Was immer wir an Glaubenserfahrungen machen, es gelte für die heutige Generation eine neue Sprache zu finden, mit der sich gerade junge Menschen identifizieren können. Laut Erik Flügge (vgl. sein Buch „Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“) müssten heutige Predigten gekennzeichnet sein durch Relevanz, Emotion, Pointiertheit (= direkte Sprache) und theologische Substanz. Raphael Zager meinte, auch eine liberale Theologie sei dazu aufgerufen, ihre Anliegen in eine verständliche Gegenwartssprache zu übersetzen.

Dr. Eberhard Pausch, Studienleiter für Religion und Politik an der Evangelischen Akademie Frankfurt und seit kurzem neues Vorstandsmitglied des Bundes, referierte am Samstagnachmittag zu den Themen Atheismus und Fundamentalismus. Atheismus sei nicht gleich Atheismus. Pausch unterschied zwischen einem theologischen Atheismus (Beispiel: Dorothee Sölle), einem moderaten agnostischen Atheismus, einem skeptischen Atheismus (Beispiel: Stephen Hawking), einem aggressiven Atheismus (Beispiel: Richard Dawkins) und einem gleichgültigen Atheismus. Letzterer zeichne sich durch ein allgemeines Desinteresse an allem Religiösen aus. Vertreter der beiden letzten Varianten seien für Christen die schwierigsten Gesprächspartner. Der christliche Fundamentalismus

zeichne sich, vereinfacht gesagt, vor allem durch ein Festhalten an den nachfolgenden Lehren aus: Irrtumslosigkeit der Bibel, Jungfrauengeburt, Gottheit Christi, Sühnopfertheologie, leibliche Auferstehung sowie die Wiederkunft Christi zum Endgericht. Ein fruchtbares Gespräch mit Fundamentalisten sei vor allem wegen ihrer häufig praktizierten Argumentationsverweigerung schwierig, wenn nicht unmöglich. Ein Dialog mit Fundamentalisten und Atheisten sei nur möglich unter der Prämisse einer wahrheitsbezogenen, offenen Argumentationskultur, bei der auch Logik und Vernunft nicht ausgeblendet werden. Extreme und gefährliche Formen des Fundamentalismus müssten durch staatliche Maßnahmen eingeeht werden. Vor allem aber gelte es, den Andersdenkenden auf der menschlichen Ebene zu begegnen, durch Mitmenschlichkeit, Nächstenliebe und auch die Bereitschaft zur Vergebung. Grundsätzlich sei zwar nichts gegen einen christlichen Fundamentalismus einzuwenden, dessen Grundlage Christus ist, es müsse aber auch die prinzipielle Unverfügbarkeit des religiösen Erlebnisses in Rechnung gestellt werden.

Den letzten Vortrag hielt am Sonntag Pfarrer Ingo Zöllich, der zum Thema „Zum Glück nicht allein. Lebenskunst und liberales Christentum“ referierte. Er stellte dazu das Leben des Niederländers Karel van Wieringen beispielhaft vor, mit dem

Jan Offringa ein Gespräch geführt und veröffentlicht hatte. Glücklicherweise kann man nicht allein sein. Der andere spielt immer mit. Ich lasse andere an der Gestaltung meines Lebens teilhaben und nehme selbst am Leben anderer teil. Aber ein erlebtes Glücksgefühl kann abflachen, wenn es zur Gewohnheit wird. Lebensglück ist nicht in jedem Falle machbar. Vieles ist vorgegeben, manches steuerbar. Wir lavieren zwischen Wirkmacht und Ohnmacht. Es gilt, Verantwortung zu übernehmen und für eine lebbarere Welt zu arbeiten. Das Motto soll heißen: „Das Leben lebbar zu machen.“ Dazu bedarf es sowohl der Eigenverantwortung als auch der staatlichen Verantwortung. Nicht alles darf vom Staat erwartet werden, und wo staatlichem Handeln Grenzen gesetzt sind, ist Eigenverantwortlichkeit gefordert. Das kann man als „Lebenskunst“ verstehen, für die wir keine festen Regeln an die Hand bekommen. Vielmehr werden wir immer wieder in Situationen hineingestellt, für die wir je neu bestimmen müssen, was zu tun sei. Dabei spielen individuelle Freiheit, Gottvertrauen und auch die Gnade eine Rolle.

Anschließend folgte noch eine Podiumsdiskussion mit den Referenten und Teilnehmern, die von Akademiedirektor Stephan Bickhardt moderiert wurde und bei der u.a. gefragt wurde, wie sich ein liberales Christentum, wie es der *Bund* vertritt und wie es beim Kirchenvolk ei-

gentlich auf große Resonanz stoßen müsste, besser hörbar machen kann. Und angesichts der Tatsache, dass es zahlreiche Gründe gebe, sich zu kirchlichen Themen zu äußern, wäre zu fragen: Wo bleibt die Stimme des *Bundes*?

Am Samstagmorgen hielt Pfarrerin Dagmar Gruß, seit kurzem Vorstandsmitglied im Bund, eine Andacht, in der sie u.a. von der (nur alle acht Jahre stattfindenden) Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) Anfang September berichtete, die zum ersten Mal in Deutschland (Karlsruhe) ausgerichtet wurde. Das Treffen stand im Zeichen bedrohter Ethnien, die als ihre Devise ausgaben: „Unsere Zukunft ist unsere Vergangenheit“. Pfarrerin Gruß sprach auch zum Christsein im Alltag. Sie rief u.a. dazu auf, das Wegwerfen zu verlernen, Nahrung als Gabe zu verstehen, Ereignisse als Widerfahrnisse zu begreifen und sich ein Eingreifen ins Weltgeschehen zuzutrauen. Am Samstagnachmittag gab es Gruppendiskussionen, die sich näher mit Aspekten der vorgelegten Themen befassten.

Am Samstagabend durften die Tagungsteilnehmer einem Orgelkonzert unseres Vorstandsmitglieds Dr. habil. Wolfgang Pfüller in der St.-Afra-Kirche lauschen, der seine Darbietung als Hommage an César Franck zu dessen 200. Geburtstag verstand und entsprechende Erläuterungen dazu gab. Zum Abschluss der

Tagung fand am Sonntag ein Gottesdienst mit Eucharistiefeier im Meißner Dom statt, in der Pfarrerin Dorothea Zager die Predigt über 2Tim 1,7 hielt. Nicht Furcht dürften unseren Alltag als Christen bestimmen, sondern Kraft, Liebe und Besonnenheit.

Insgesamt wurde die Tagung von den Teilnehmern als gelungen und inspirierend empfunden. Das traditionelle Ambiente und die schöne Stadt Meißen trugen zu einem insgesamt schönen Erlebnis (oder: Widerfahrnis) bei. □

Mitgliederversammlung

Im Rahmen der Jahrestagung fand wie üblich am Samstagabend um 19.30 Uhr im Klosterhof St. Afra auch die jährliche Mitgliederversammlung des *Bundes für Freies Christentum* statt, die von Geschäftsführerin Karin Klingbeil und Präsident Prof. Dr. Werner Zager geleitet wurde. Klingbeil berichtete über die beträchtliche Zahl der Verstorbenen und derer, die aus Altersgründen oder anderen Gründen die Mitgliedschaft oder das Abonnement der Zeitschrift gekündigt hatten. Sie stellte auch den Kassenbericht vor, was die Entlastung der Geschäftsführerin und des Vorstandes zur Folge hatte. An neuen Publikationen des Bundes wurde auf den Tagungsband der Wormser Tagung (500-jähriges Jubiläum des Auftritts Luthers vor dem Reichs-

tag) und auf das neueste Forum-Heft zum 100-jährigen Geburtstag Ulrich Neuenschwanders verwiesen. Auch das neueste Buch des Schriftleiters („Gott im liberalen Christentum“) wurde ausgelegt. Werner Zager stellte das Thema der nächsten Tagung in Hofgeismar 2023 vor („Glauben und Denken“). Die Tagung 2024 wird dann in Frankfurt am Main stattfinden und das Gespräch mit der Frankfurter Schule thematisieren. Für 2025 ist als Thema „Albert Schweitzer“ aus Anlass seines 150. Geburtstag angedacht. (kb) □

Buchbesprechung

✦ Ein theologisches Tagebuch

Hans-Martin Barth, *Eins und Amen. Ein ökumenisch-interreligiöses Tagebuch*, LIT-Verlag: Berlin 2022 (Ökumenische Studien 51), 351 Seiten (ISBN 978-3-643-15063-9), brosch., 34,90 Euro.

Hans-Martin Barth, der vorher in Erlangen und Gießen lehrte, veröffentlicht in diesem Buch Tagebuchnotizen von 1980–2005, aus seiner Zeit als Professor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Universität Marburg, und zwar vom Beginn bis zu seiner Emeritierung. Dabei geht es ihm „weniger um offizielle Ereignisse als um persönliche Eindrücke, spirituelle Erfahrungen und theologische Reflexionen, um Erleben, Arbeit und Begegnungen im Alltag“.

(Vorw., S. 1) „Politische Zusammenhänge und familiäre Ereignisse [...] lasse ich weitestgehend beiseite, ebenso meine Erfahrungen mit Kunst und eigenen kreativen Versuchen auf diesem Gebiet.“ (Vorw., S. 2)

Das Buch ist nach Jahren gegliedert und wird am Ende durch ein Personen- und Begriffsregister erschlossen (S. 341-351). Einiges Bemerkenswerte sei im Folgenden festgehalten.

1. Barth beschreibt seine theologische Reflexion als eine, die sich von intrareligiösen (christlich-ökumenischen) zu interreligiösen Fragestellungen weiter entwickelt hat. So notiert er bereits unter dem 10.6.1993: „Die Tagesordnung der Welt hat die Ökumene überholt. Was bringt es noch, wenn die Kirchen sich tatsächlich einmal einigen sollten? Mehr diakonische oder politische Effizienz, mehr geistliche Ausstrahlung – wohl nichts von alledem. Irgendwie hat für die Christenheit eine neue Stunde geschlagen, die mit Hunger, Ungerechtigkeit, Pluralität der Optionen und Religionen zu tun hat.“ (S. 141) Und am Schluss unter dem 2.10.2005: „Die theologische Tagesordnung hat sich in den letzten Jahren verändert. Sie verschiebt sich zusehends – weg von der Ökumene hin zur Verständigung zwischen den Religionen und weiter zur Auseinandersetzung mit Indifferentismus und Atheismus.“ (S. 339)

2. Viele Notizen Barths münden in Gebete bzw. werden von solchen begleitet. So heißt es unter dem 1.8.1982 angesichts des Todes eines „lieben und wesentlichen“ Menschen: „Und doch, Gott! Deine Güte umgibt auch diese

meine innere Leere. Du lässt mich nicht herausfallen aus dem großen Zusammenhang der Verwirklichung Deiner selbst“ – worauf das „Gloria patri“ folgt (S. 15). Oder unter dem 17.4.1984 nach einer USA-Reise: „Die Knospen stehen vor dem Aufspringen [...]. Wie über Nacht ist manches da [...] Herr, bring Dich in mir zum Erblühen, wenn Du willst, auf dem noch spätwinterlichen Feld meiner Tage, räum auf, brich durch! Das aus den USA mitgebrachte kleine Radiometer auf meinem Schreibtisch dreht sich nur langsam, aber immerhin – Energie ist unterwegs. Lass mich sie fassen, bring mich in Schwingung!“ (S. 33) Die zahlreichen weiteren Beispiele, die ich hier nicht anführen kann, zeigen, wie wichtig Barth das Gebet bzw. das Beten ist. Er bezeichnet es unter dem 22.9.1981 als „Exorzismus der Depression“ (S. 10).

3. Ebenso wichtig ist für Barth die Meditation. Er fährt regelmäßig, d.h. „alljährlich, wenn möglich“ (S. 208) zu Meditationskursen, v.a. in die Benediktiner-Abtei Neresheim. Ja, er macht einen Abschluss, der ihn legitimiert, Meditation zu begleiten und zu leiten (Eintrag unter dem 7.11.1999, S. 258). Dabei geht die Meditation ohne Weiteres ins Gebet über, so unter dem 20.11.1984: „Mein Lernziel für diese Tage: das orthodoxe Jesusgebet. Herr Jesus Christus, erbarme Dich unser, die wir solche Krämpfe machen müssen, weil wir nicht spontan und von selbst Dir anhängen! Du Heiland der Welt, der Welt meiner Beziehungen, meiner Theologie [...], Heiland des sterbenden Grases und der verdorrten Blätter – und mit einem freudigen Geist rüste mich

aus – wenn ich ihn in mich hineinkippen, in mich hineinziehen könnte wie den Atem!“ (S. 39 f.) – Insgesamt zeigen solche Einträge Barth als spirituellen Sucher, für den theologische Reflexion nie nur theoretischer Natur ist.

4. Die Notizen sind geradezu durchtränkt mit Fragen, und zwar Fragen persönlicher, religiöser, gesellschaftlicher, philosophischer und theologischer Art. 10.4.1985: „Sind alle theologischen Theorien, aller religiöser Gestus, jeder fromme Gedanke – Grab, in dem Christus nicht mehr liegt? Was wäre dann Glaube an den Auferstandenen, Kommenden? Wie könnten wir uns selbst und einander im Licht des Kommenden sehen, jede einzelne Aktion von Christi Kommen her organisieren?“ (S. 46) Oder 24.8.1987: „Teresa von Avila hatte ihren ‚Durchbruch‘ im Alter von 47 Jahren – letzter Termin? Was wäre für mich Gottes ‚Durchbruch‘ in mein Leben hinein? Was müsste zersplittern und zerbrechen? Die Liebe in mein Handeln einlassen, in den Umgang mit Lenkrad und Schalthebel, mit Rechen und Heckenschere, Telefon und Federhalter, Löffel und Kaffeetasse?“ (S. 62) Schließlich unter dem 26.12.1991: „Am Abend die rote Fahne überm Kreml eingeholt und durch die russische Fahne ersetzt. Was wird nun aus der Idee einer menschlicheren Zukunft, einer gerechteren, ‚besseren‘ Welt, die durch den Sowjet-Kommunismus propagiert, aber so brutal diskreditiert und durch den ‚Triumph‘ des Kapitalismus so total liquidiert scheint?“ (S. 119)

Letztere Frage zeigt, dass Barth verschiedenes politisches und ge-

sellschaftliches Geschehen durchaus kommentiert bzw. befragt (so auch den Irak- und den Jugoslawien-Krieg). Von daher erscheint es etwas merkwürdig, dass er weder den gesellschaftlichen Umbruch 1989/90 in der DDR noch die ökumenischen Versammlungen 1989 („konziliarer Prozess“) auch nur erwähnt, geschweige denn näher betrachtet.

5. Barth hat zahlreiche dienstliche Reisen unternommen und berichtet davon mehr oder weniger ausführlich. So reiste er immer wieder zu Vorträgen, Vorlesungen, Gesprächen nach Italien (Barth hat in Rom studiert), aber auch nach Griechenland, in die USA, Japan, den Libanon usw. In Bezug auf die ökumenischen Mühen und Frustrationen sind sicher v.a. die Bemerkungen „Aus dem Athos-Tagebuch“ aufschlussreich (S. 70-75); für instruktive interreligiöse Begegnungen die „Aus dem Kyoto-Tagebuch“ (S. 298-313).

Was ist an diesen zu großen Teilen persönlichen, ja privaten Notizen von öffentlichem Interesse, so dass man es veröffentlichen müsste? Barth meint: „Wer sich mit den hier versammelten Texten befasst, wird sich eingeladen fühlen, über den weiteren Weg der Kirchen und Religionen nachzudenken und dabei seinen eigenen Standort zu klären und zu bestimmen.“ (Vorw., S. 2) Das mag zum Teil stimmen. Zum anderen Teil freilich bin ich da nicht so recht überzeugt, denn Barths Notizen sind weithin zu fragmentarisch, zu persönlich, zu privat, zu anekdotenhaft. Eine dieser Theologen-Anekdoten sei schließlich zum Schmunzeln noch mitgeteilt: „Pesch humorvoll:

Pannenberg's Gottesbegriff sei seiner Frau abgelesen: ‚die alles bestimmende Wirklichkeit.‘“ (9.9.1996, S. 201) Woran man zugleich sieht, dass solche Notizen nur für die verständlich sind, die sowohl Otto Hermann Pesch als auch Wolfhart Pannenberg (mitsamt seinem Gottesverständnis) und nicht zuletzt dessen Frau einigermaßen kennen. – Allerdings: Wer Barths Denkweg, sein theologisches und spirituelles Suchen genauer kennen lernen möchte, um etwa seine Bücher besser zu verstehen, wird aus seinen Tagebuchnotizen einigen Gewinn ziehen können. □

*Dr. habil. Wolfgang Pfüller
Naunhofer Straße 17, 04299 Leipzig*

Leser-Echo

✦ Zum Beitrag von Paul G. Layer, „Wirklichkeit, Wissenschaft und Ethik in Notzeiten – Überlegungen zur Pandemie und anderen modernen Bedrohungen“, in Heft 5/2022, S. 115-129.

Grundsätzlich trifft der Artikel in weiten Teilen bei mir auf Zustimmung. Jedoch gehen die Überlegungen zu dem, was als „unvernünftig“ zu erkennen sei, beim letzten Punkt in eine Richtung, der ich widersprechen muss.

Offensichtlich sieht der Autor eine dieser schon im Titel genannten „modernen Bedrohungen“ in der Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften, die – wie er selbst sagt – „geduldet“ werden können und „nicht diskriminiert“ werden sollen, jedoch nicht „vom Staat gefördert und von den

Kirchen gesegnet“. Dies begründet er mit der Mutmaßung, dies würde „der gesellschaftlichen Stabilität langfristig entgegenwirken“, es fördere das „Erreichen gesellschaftlicher Kippunkte“ und führe zu „Resilienzverlust“.

Für gleichgeschlechtliche Paare gibt es seit 2001 in Deutschland die Möglichkeit, ihrer Partnerschaft durch eine „Eingetragene Lebenspartnerschaft“ eine rechtliche Grundlage zu geben; im Jahr 2017 wurden dann die letzten rechtlichen Benachteiligungen gegenüber einer traditionellen Ehe mit der sogenannten „Ehe für alle“ weitgehend beseitigt. Dies führte nicht dazu, dass die traditionelle Familie dadurch in irgendeiner Form beeinträchtigt oder infrage gestellt wurde. Das Einräumen gleicher Rechte (z.B. in Bezug auf so wichtige Fragen wie Auskunftsrecht bei Krankheit oder Unfall, Erbrecht, Familienversicherung – aber auch Pflichten z.B. in Bezug auf gegenseitige Fürsorge bzw. Unterhaltungspflicht) ist für die Betroffenen von existenzieller Bedeutung. Der Staat fördert damit nicht solche Partnerschaften, sondern erkennt die Lebenswirklichkeit dieser Partnerschaften an und beendet zumindest die gesetzliche Diskriminierung gleichgeschlechtlich liebender Menschen.

Dass Kirchen gleichgeschlechtliche Partnerschaften segnen ist meines Erachtens ein großer Fortschritt, auch im Hinblick dessen, dass gerade die Kirchen zur Diskriminierung und Verfolgung der gleichgeschlechtlich liebenden Minderheiten ihren Beitrag geleistet und damit große Schuld auf sich geladen haben. Was soll dagegen sprechen, dass die Kirche einer auf Lebzeit geschlossenen Partner-

schaft mit dem Versprechen von Treue und gegenseitiger Fürsorge Gottes Segen gibt? Und wie soll dieser Segen oder die rechtliche Gleichstellung durch den Staat zur Abnahme der „gesellschaftlichen Stabilität“ führen? Diese Erklärungen bleibt Herr Layer in seinen Ausführungen schuldig. Außerdem benutzt er den Begriff des „Gender-Wahnsinns“, der der Komplexität des Themas „Gender“ nicht gerecht wird und gerne als pauschaler Kampfbegriff gegen Bemühungen um emanzipatorischen Fortschritt benutzt wird. Die Regenbogenfahne, die er dann im gleichen Satz erwähnt, steht eben nicht für irgendeinen „Wahnsinn“, sondern ist das internationale Erkennungszeichen der gesellschaftlichen Kräfte, die sich um Gleichberechtigung bemühen und sich für sexuelle Minderheiten einsetzen, denen in der Vergangenheit großes Unrecht angetan wurde und denen in der Gegenwart immer noch Unrecht angetan wird. (Dass solche Bemühungen auch zu fragwürdigen Ergebnissen führen können, wie z.B. das Gendersternchen mit der dafür eingeforderten Sprechpause, ist offensichtlich und muss auch entsprechend kritisiert werden.)

Herr Layers Bezugnahme auf eine „innere Ordnung der Welt“ greift bei diesem komplexen Thema nicht, da eben ein Teil der Ordnung eben auch ihre Vielfalt ist, bis hin zur Intersexualität. Da gibt es dann eben doch keine „biologische(n) Merkmale, die uns als Männlein oder Weiblein ausweisen“, wie Herr Layer schreibt, sondern hier wäre es tatsächlich „vernünftig“, die Vielfalt des Menschseins anzuerkennen. □

Alexander Söndgen

Hauptstraße 20, 67823 Sitters

Informationen

❖ Deutschland muss mehr tun gegen weltweite Armut und Ungleichheit

Die bundesdeutsche Entwicklungspolitik muss effizienter und kohärenter werden. Zu diesem Ergebnis kommt der Verband Entwicklungspolitik und humanitäre Hilfe (VENRO) in seinem kürzlich vorgestellten Jahresbericht. Zu dieser Einschätzung kommt auch ein OECD-Bericht, nachdem die deutsche Entwicklungshilfe (ODA) sich einem von der OECD organisierten Peer-Review durch Belgien und die Niederlande unterzog. (kb) □

❖ Hamburg führt Religionsunterricht für alle ein.

Bislang hatten sich in Hamburg bereits Juden, Muslime, Aleviten und die evangelische Kirche an einem Religionsunterricht für alle (RUfa) beteiligt; nur die katholische Kirche weigerte sich. Seine Verweigerungshaltung gab der Hamburger Erzbischof Stefan Heße auf, weil er einen größeren Vorteil darin sah, Hamburger Schüler im Rahmen des RUfa über katholische Positionen zu informieren, als ganz auf einen konfessionellen Religionsunterricht zu verzichten. Denn Versuche der Katholiken, einen eigenen Religionsunterricht an staatlichen Schulen zu etablieren, waren zuvor gescheitert. Beim RUfa sollen Kinder an staatlichen Schulen über die großen Religionen informiert werden, aber jeweils von Lehrern und Lehrerinnen, die dafür von ihrer Religionsgemeinschaft offiziell beauftragt

werden. So ist Verantwortungsklarheit und Bekenntnishaftigkeit gewährleistet. Hintergrund des Religionsunterrichts für alle ist das Grundgesetz, gemäß dem der Staat Religionsunterricht zwar ermöglichen muss, aber nicht die Inhalte bestimmen darf. Das Hamburger Modell könnte auch anderswo Schule machen. Vor zwei Jahren hatte der *Bund für Freies Christentum* über die Möglichkeit eines interreligiösen (statt eines konfessionellen) Religionsunterrichts debattiert (vgl. Hefte 3 u. 4/Jg. 2020). □

❖ Lutherischer Weltbund 75 Jahre alt

Der Lutherische Weltbund (LWB) feiert in diesem Jahr sein 75-jähriges Bestehen. Der Gründung im Jahr 1947 wurde in einem offiziellen Festakt in Eisenach gedacht. Thüringens Ministerpräsident Bodo Ramelow würdigte aus diesem Anlass den Einsatz des LWB für Klimagerechtigkeit, Geschlechtergerechtigkeit sowie den weltweiten Frieden. (kb) □

❖ Innerkatholischer Ärger wegen Nazivergleich

Als eine „völlig inakzeptable Entgleisung“ bezeichnete Georg Bätzing, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, eine Äußerung des Schweizer Kurienkardinals Kurt Koch, der den Versuch deutscher Katholiken, neben den Offenbarungsquellen der Schrift und der Tradition auch neue Erkenntnisse zur Anpassung der katholischen Lehre einzubeziehen, mit den Abwegen der „Deutschen Christen“ verglichen hatte. Der Streit wurde inzwischen beigelegt, nachdem Koch nach einer Aussprache mit Bätzing wegen seiner Äußerung um Verzeihung gebeten hatte. □

Letzte Einkehr

Theodor Storm

Noch wandert er; doch hinter ihm
Schon liegen längst die blauen Berge;
Kurz ist der Weg, der noch zu gehn,
Und tief am Ufer harrt der Ferge.

Doch blinket schon das Abendrot
Und glühet durch das Laub der Buchen;
So muss er denn auch heute noch
Wie sonst am Wege Herberg suchen.

Die liegt in grünen Ranken ganz
Und ganz von Abendschein umglommen;
Am Tore steht ein blondes Kind
Und lacht ihn an und sagt Willkommen.

Seitab am Ofen ist der Platz;
Schon kommt der Wirt mit blankem Krüge.
Das ist ein Wein! – So trank er ihn
Vor Jahren einst in vollem Zuge.

Und endlich schaut der Mond herein
Von draußen durch die dunkeln Zweige;
Es wird so still; der alte Mann
Schlürft träumerisch die letzte Neige.

Und bei des bleichen Sternes Schein
Gedenkt er ferner Sommertage,
Nur halb ein lauschend Ohr geneigt,
Ob jemand klopf' und nach ihm frage.

Auf der Suche nach neuen Wegen



Bund für Freies Christentum

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Informationen zum Bezug dieser Zeitschrift und zur **Mitgliedschaft** im Bund für Freies Christentum e.V. finden Sie auf der zweiten Umschlagseite (Inhaltsseite). Bestellungen und Anträge zur Mitgliedschaft richten Sie bitte an die Geschäftsstelle. In **Angelegenheiten der Zeitschrift** wende man sich an den Schriftleiter, Anschrift siehe Inhaltsseite.

PVSt DPAG Entgelt bezahlt
E 3027

Versandstelle Freies Christentum:
Geschäftsstelle des
Bundes für Freies Christentum:
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

ISSN 0931-3834

Steuerliche Abzugsfähigkeit:

Der Mitgliedsbeitrag im Bund für Freies Christentum e.V. sowie Spenden an den Bund sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an den Bund für Freies Christentum:

Kreissparkasse Esslingen,
IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37
BIC: ESSLDE66XXX.